Helga Schubert: „Die Woche danach. Ein Stundenbuch der Hoffnung“

Vom Weitermachen als Witwe

Von Gisa Funck

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 11.11.2026

Zuletzt hatte Helga Schubert ein Buch über die Pflege ihres schwerkranken Künstler-Ehemanns Johannes Helm vorgelegt. Nun folgt mit „Die Woche danach“ ein sehr persönlicher Trauerbericht nach dessen Tod im August 2025. Denn obwohl Schubert den Abschied vom deutlich älteren Helm erwartet hatte, stürzte sein Tod sie in eine schwere Krise.

Jahrelang hat die Ehefrau den schwerkranken Ehemann zu Hause gepflegt. Dann stirbt er nach fast fünfzig Jahren Ehe, und es folgt die übliche Bestattungsroutine. Zwei Totengräber kommen vorbei und holen die Leiche für die Kremierung ab:

„Es war der 22. August 2025, in fünf Monaten wollte ich 86 Jahre alt werden. Und gerade eben hatten sie ihn aus mir herausgerissen. […] Ich sah dem Auto hinterher, ich schloss wortlos das breite Gartentor. Ich in Freiheit. Ich in Selbstbestimmung nach den Jahrzehnten mit ihm.“

Schon hier, ganz zu Anfang von Helga Schuberts autobiografischem Trauerbericht, reagiert die Ich-Erzählerin auf den Tod ihres Ehemanns auffällig ambivalent. Einerseits fühlt sie sich, als fehle ihr ohne ihren Lebenspartner, den Maler und Psychologen Johannes Helm, auf einmal ein Teil ihrer selbst. Andererseits aber empfindet sie sich nach der langen Pflege auch wie befreit, ja – regelrecht erlöst:

„Nach der Aussegnung am Vortag kam der Pastor Sonnabend noch einmal.
Wie geht es Ihnen heute?
Ich sagte ihm, dass ich fast ein schlechtes Gewissen habe, dass ich mich so erlöst fühle, dass ich mich fühle, als ob ich eine schwere Examensarbeit abgegeben habe.
Er antwortete lächelnd: Die Prüfung haben Sie bestanden.“

Helga Schubert

Die Woche danach
Ein Stundenbuch
der Hoffnung

dtv Verlag, München

176 Seiten

22 Euro

Zustand des magischen Weltentrücktseins

Im Kern ist „Die Woche danach“ der Bericht einer tiefgreifenden Identitätskrise. Denn obwohl die Erzählerin den Tod ihres 98-jährigen Mannes schon lange erwartet hatte, erschüttert er sie bis ins Mark. Die Witwe muss sich danach als Persönlichkeit quasi noch einmal neu

erfinden. Ein schwieriger, schmerzhafter Prozess, den Schubert im Buch genau protokolliert. Beginnend mit dem Tod von „Derden“, wie sie ihren Ehemann nennt – als Kürzel für die Treueformel „Der, den ich liebte“ – listet sie die einzelnen Etappen ihrer Trauerbewältigung auf. Erzählt von den Beileidsgesprächen mit Pflegern, Nachbarn, Verwandten und Freunden. Erinnert sich an den Zustand ihres magischen Weltentrücktseins als Witwe zurück, in dem ihr der verstorbene Ehemann gleich mehrfach als Geist erschien. Und: Schubert beschreibt nicht zuletzt auch ihren Heilungsweg zurück ins sogenannte Normalleben mit neuen Schreibaufträgen und Auftrittsterminen.

Stellenweise wirkt dieser betont nüchtern-lapidar erzählte Trauerbericht zwar etwas allzu ausführlich-übergenau. Er liest sich aber trotzdem sehr anrührend, weil Schubert darin offenherzig ihre Zweifel und Ängste preisgibt – und ihre tiefe Gottesgläubigkeit. Sie gewährt also sehr intime Einblicke in ihre Seelenverfassung als Trauernde. So fragt sie sich zum Beispiel, ob ihre nach außen hin so harmonische Künstlerehe mit „Derden“ wirklich so glücklich-harmonisch war. Denn am Pfingstsonntag 2026 hört sie als Trauernde zufällig ein Radio-Interview mit der US-Autorin Siri Hustvedt, die wie Schubert ebenfalls lange mit einem Künstler-Mann verheiratet war – mit dem 2024 verstorbenen Schriftsteller Paul Auster:

„Nebenbei bestätigte sie [Siri Hustvedt] auf eine Frage des Interviewers, dass er [Paul Auster] alles, was sie geschrieben hatte, zuerst las. […] Sie waren beide ihre ersten Leser, sagte sie beiläufig. In diesem Moment traf es mich unvermutet im Tiefsten. Derden hatte in den Jahrzehnten unseres Zusammenlebens nie eine Erzählung von mir gelesen. […] Es war mir nicht aufgefallen.“

Wider den Zweifel am Gewesenen

Wie aber kann das sein, fragt sich Helga Schubert nun plötzlich schwer gekränkt. Wie kann es sein, dass ausgerechnet der Mann, den sie jahrzehntelang liebte, sich quasi gar nicht für ihre Schreibberufung interessierte? Mit einem Mal kommt ihr ihre langjährige Ehe zweifelhaft vor. Und tief verunsichert fragt sie sich:

„Wie konnte ich das übersehen haben? Was für eine Ehe führten wir?“

Tatsache ist, dass Schuberts Ehe offenbar keine ganz gleichberechtigte Künstler-Partnerschaft war. Die entscheidendere Frage dahinter aber lautet: Bedeutet diese Ignoranz des Ehemanns für das Talent seiner Frau notwendig auch, dass er sie im Grunde gar nicht richtig geliebt hat?

Genau an diesem Punkt wandelt sich Schuberts Trauerbuch zum Ermutigungsplädoyer für mehr Nachsicht und Toleranz. Beziehungsweise dafür, mit klaren Bewertungen vorsichtig zu sein. Denn viele solcher angeblich eindeutiger Wahrheitssätze stellen sich auf den zweiten Blick als keineswegs eindeutig heraus: Das erkennt auch die Witwe schließlich erleichtert. Und es gehört zur großen Kunst von Helga Schubert, auch die scheinbaren Widersprüchlichkeiten eines menschlichen Lebens sichtbar und damit verzeihlich zu machen.